

«Die Pavillons würde ich nach wie vor nicht antasten!» – Astrid Staufer

Astrid Staufer (Matur 1983) war Schülervertreterin in der Jury, als es in den 1980er Jahren um den Kanti-Neubau ging. Architektur hat sie schon damals fasziniert. Heute beschäftigt das Büro Staufer & Hasler Architekten in Frauenfeld 60 Mitarbeitende und wurde kürzlich mit dem Prix Meret Oppenheim, dem Schweizer Grand Prix Kunst, ausgezeichnet. Ein Gespräch mit Astrid Staufer über Architektur, die Berührung mit Literatur, die Farben von Beton, einen alten König und Lehrer, die gerade Vater geworden sind.

Interview von Caroline Doka, Mitglied der Redaktion

Herzliche Gratulation! Euer Architekturbüro Staufer & Hasler Architekten hat kürzlich den Prix Meret Oppenheim 2015 verliehen bekommen. Was bedeutet dieser Preis für Dich?

Das war in der Tat eine grosse Überraschung! Als ich mit meinem Büopartner Thomas Hasler vor 20 Jahren in einem Keller den ersten Wettbewerb zeichnete, hätte ich mir nie träumen lassen, dass wir dereinst ein Architekturbüro mit 60 Mitarbeitern führen und solche Preise erhalten würden... Das BAK (Bundesamt für Kultur) ehrt damit jährlich herausragendes Schaffen auf dem Feld von Kunst und Architektur.

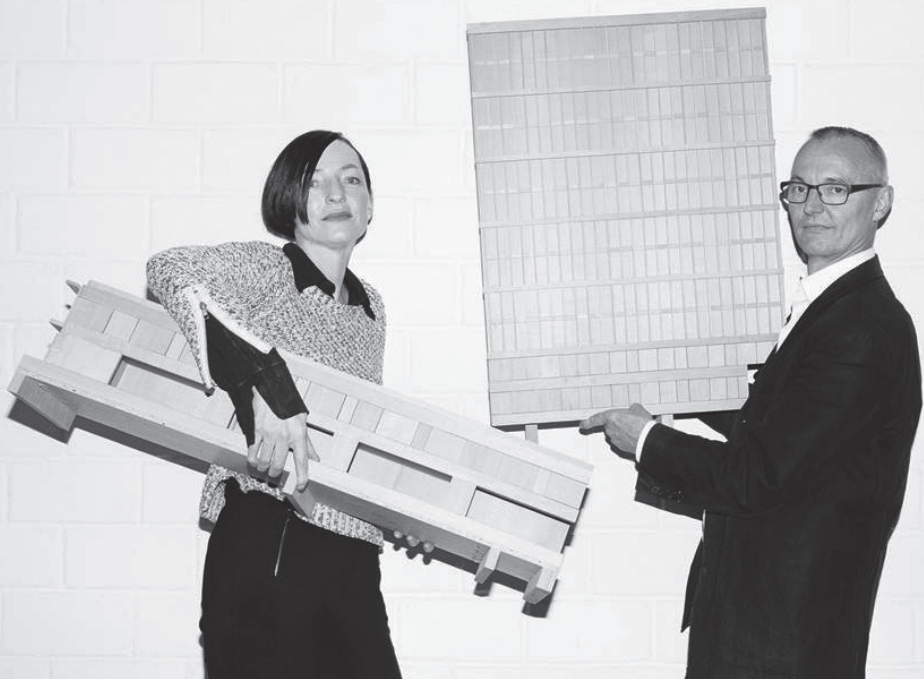
Was imponierte der Jury an Eurem Schaffen?

Gemäss Jurybericht wird mit dem Preis nicht nur unsere Tätigkeit als praktizierende Architekten, sondern vor allem die Interaktion zwischen den drei Feldern Bauen, Forschen und Lehren ausgezeichnet. Als Professoren

an der ETH Zürich, an der ETH Lausanne und aktuell an der TU Wien haben wir uns für eine neue Lehrmethodik engagiert. Ziel dieser Methodik ist es, den Studierenden Instrumente in die Hand zu geben, um sie zu sorgfältigen, autonomen Denkern und Gestaltern zu machen. Sie sollen ihren eigenen Ausdruck, ihre eigene Sprache finden, eine Sprache allerdings, die aus den Bedingungen des Ortes, der Geschichte und der Aufgabe abgeleitet wird. Eine Sprache aber auch, die in sich schlüssig und baukünstlerisch konsequent ist, die ihrer Architektur Kraft verleiht.

Du publizierst, schreibst Forschungsarbeiten. Was bedeutet Sprache in Deiner Arbeit?

Einerseits schreibe ich sehr gerne, andererseits ist Sprache auch ein Motor, um Projekte zu entwickeln - in einer Methodik, die wir «synchrones Entwerfen» nennen. Mit den drei Instrumenten Zeichnung, Modell



und Text untersuchen die Studierenden stets parallel, wie ihre Architektur wirken soll. Diese Methodik hat sich als fruchtbar erwiesen; durch sie wird man freier im Kopf, bleibt gedanklich nicht an einer schnellen Form hängen. Das Springen zwischen den Instrumenten hilft in diesem Prozess. Man kreist etwas ein, das vorerst noch vage ist und dann immer präziser wird. Bei diesem Einkreisen ist der Einbezug von sprachlichen Mitteln sehr hilfreich. Es darf jedoch keine beschreibende, sondern muss eine assoziative, fast literarische Sprache sein.

Da sind die Studierenden bestimmt ganz schön gefordert.

Ja, interessanterweise hat sich gezeigt, dass sich die Deutschschweizer an der ETH Zürich damit schwerer tun als die Studierenden an der ETH Lausanne. Diese wandelten sich richtiggehend zu Poeten, die man fast etwas bremsen musste...

Hatte Sprache damals in der Kanti schon diese Bedeutung für Dich?

Rückblickend finde ich unglaublich, was wir in der Kanti von unserem damals frischgebackenen Deutsch- und Englisch-Lehrer Alfred Wasser mit auf den Weg nehmen konnten. Erst heute erkenne ich, welche Tiefe und Intensität in der Sprachausbildung wir mitbekommen haben. Es war keine oberflächliche, sondern eine tiefe Berührung mit Literatur.

Weil?

Weil wir den ganzen Literaturentwicklungsprozess sukzessive durchgegangen sind: Von den griechischen Sagen über die Barockliteratur hin zur Moderne... Ich erinnere mich an die Bildbeschreibung zu einem Werk von Caspar David Friedrich; solche Arbeiten haben mir unglaublich viel gegeben, denn das genaue Hinsehen ist der Schlüssel zu unse-

rem Beruf. Unter uns gesagt war die Beurteilung unter solchen Aufsätzen - die übrigens oft mindestens halb so lang ausfiel wie der Aufsatz selbst - nicht nur voll des Lobes. Da stand etwa: «Sprache zu blumig! Reduzieren! Weniger ist mehr!». Der letzte Satz ist übrigens auch in der Architektur berühmt. Und schliesslich eröffnete uns Alfred Wasser mit seinen Literaturstunden auch den Zugang zu Shakespeare und zum Theater. Und wer weiss, vielleicht auch zu meinem Mann, der Bühnenschauspieler ist? (lacht).

Mit King Lear?

Genau, mit King Lear. Ich fand ihn zwar damals wahnsinnig langweilig! Was dieser alte König für Probleme hatte, interessierte mich in keiner Weise. Wahrscheinlich hätte ich mich mit der armen Tochter Cordelia identifizieren sollen, aber auch das schaffte ich nicht. Erst heute, in fortgeschrittenem Alter, stelle ich fest, wie essenziell und lebensnah die aufgeworfenen Fragen sind. Lears Fragen sind plötzlich auch meine... Spannend fand ich auch die Rhetorikstunden, in denen wir Plädoyers abgeben mussten, oft für das genaue Gegenteil dessen, was unserer Überzeugung entsprach. Ich musste für Atomkraftwerke plädieren!

Ich erinnere mich! Du hast Dich richtig ins Zeug gelegt, Dein Plädoyer war beachtlich.

Es hat mir Spass gemacht, die Mittel einer schlüssigen Argumentationsführung kennen zu lernen. Diese umfassende Bildung hat mir einen ebenso breiten wie tiefen Fundus geliefert, hat mich Zusammenhänge verstehen lassen und etwas Wichtiges gelehrt: dass nämlich alle Strömungen in der Literatur Teil einer zusammenhängenden Entwicklung sind, eines steten Ablaufs von Reaktion und Gegenreaktion. Für mich eine sehr hilfreiche Erkenntnis: Sowohl als praktizieren-

de wie auch als unterrichtende Architektin lege ich enormen Wert darauf, die entwerferische Tätigkeit als Teil der Geschichte zu verstehen, in die wir uns einschreiben und an der wir mit unserem Beitrag stets weiterstricken. Die grassierende Vorstellung, alles selbst und neu erfunden zu haben, finde ich peinlich.

Das klingt nach Demut.

Ja, es hat mit Demut zu tun. Eines meiner Lieblingszitate stammt vom Filmemacher Andrej Tarkowskij: «Unerlässliche Bedingungen für den Kampf des Künstlers um die eigene Kunst sind der Glaube an sich selbst, die Bereitschaft zu dienen und Kompromisslosigkeit.» Man denkt zuerst, die «Kompromisslosigkeit» und die «Bereitschaft zu dienen» stünden in einen Widerspruch zueinander. Dabei braucht es just die Verschränkung dieser Extreme, um künstlerisch produktiv zu sein. Zum Beispiel im Hinblick auf den Umgang mit der Geschichte: Es ist total spannend, sich an einem Thema reiben zu können, mit dem sich schon Generationen von Architekten beschäftigt haben, sich also in diesen «Kanon» einzureihen - und daraus einen eigenen Beitrag, eine zeitgemässe, aber eigenständige Interpretation ableiten zu können.

Wie würdest Du Eure Architektur beschreiben?

Es gibt Architekten, die erkennt man auf den ersten Blick an ihrer äusseren Handschrift – wo auch immer das Gebäude steht, in einer Stadt, auf einem Berg... Das hat unsere Architektur nicht. Sie zeichnet sich vielleicht mehr durch eine «innere Handschrift» aus. Unsere Bauten sollen aus ihren ganz unterschiedlichen Kontexten und Bedingungen hervorgehen: dem Ort, dem Programm, den geschichtlichen und gesellschaftlichen Hintergründen - und so weiter. Was sie aber

alle kennzeichnet, ist das Interesse an der vertieften Beschäftigung mit unterschiedlichen Bauweisen und deren konstruktiven Eigenschaften. Form und Raum gehen für uns immer aus dem Material hervor.

Zum Beispiel?

Wir wollen die Charakteristiken von Materialien hervorheben, ja übersteigern. Nehmen wir die Materialien Holz und Beton: Holz ist linear und additiv, man kann Holzelemente aneinander reihen. Beton dagegen wird gegossen, als Körper, den man formen, aushöhlen kann. Zum Beispiel die Kan-

RiffRaff. Kino, Bar, Wohnhaus



Sommerhaus im Thurgau



tonsschule Wil im Kanton St. Gallen, unser erster grosser, gewonnener Wettbewerb. Ein Hofgebäude mit vier Trakten: das Tragwerk, die Stützen und Balken, alles komplett aus Holz. Die Holztrakte sind durch Betontürme unterbrochen. Während der Beton in den Treppenhäusern fliegend und homogen erscheint, staffelt sich die Holzkonstruktion der Korridore in die Tiefe des Raumes.

Mit einem Kantonsschulbau hattest Du bereits als Kantischülerin zu tun: Als es Anfang der 80-er Jahre um den Neubau der Kanti Wohlten ging, warst Du Schülervertreterin in der Jury. Wurde damals Deine Begeisterung für Schulhausbauten geweckt?

Nicht direkt. Die Kanti Wil war ein Wettbewerb, den wir als junge Architekten - gleichsam per Zufall - gewannen. Aber natürlich erinnerte ich mich an die Juryfunktion in Wohlten. Ich war vom Schülerrat als Vertreterin angefragt worden, weil ich schon damals Architektin werden wollte.

Hand aufs Herz: Hättest Du den Pavillons, diesem ewigen Provisorium, den Garaus gemacht?

Ganz bestimmt nicht! Ich fand die Pavillons super - allerdings aus etwas anderen Gründen als heute. Man konnte sich in diesen provisorischen Zwischenwelten mit ihren Gärten und Tümpeln so richtig gut verschlafen.... Ich habe für ihren Erhalt gekämpft!

Von Santiago Calatrava stammt die markante Eingangshalle der heutigen Kantonsschule. Hast Du den weltbekanntten spanischen Architekten kennen gelernt?

Das Badener Architekturbüro BMS (Burkard Meyer Steiger) hat damals den Wettbewerb gewonnen und Calatrava als Künstler

für die Aula beigezogen. Das erfuhren wir aber erst nach dem Siegerentscheid, denn der Wettbewerb war - wie die meisten Schulhauswettbewerbe - anonym. Ich lernte Calatrava erst viel später kennen. Adrian Meyer vom siegreichen Badener Büro wurde Professor an der ETH Zürich und hat meinen Büopartner und mich stets gefördert, als wir dort als Gastprofessoren unterrichteten – nicht wissend, dass ich damals in jener Jury gewirkt hatte...!

Wie war das damals für Dich in der Jury?

Ich war schon sehr beeindruckt vom Fachjargon. Und ich muss zugeben... Heute bin ich selbst in vielen Jurys und verstehe gut, dass keine Schüler mehr dort vertreten sind. Es ist sehr komplex, ein Projekt in seiner Ganzheit erfassen und antizipieren zu können. Laien verhaften oft an einem oberflächlichen Bild. Ich favorisierte damals ein anderes Projekt, eines mit einer riesigen Freitreppe. Und stellte mir vor, wie wir dann auf dieser Treppe sitzen würden. Aber eine schöne Treppe allein macht noch kein gutes Gebäude. Ein Projekt muss den Anforderungen über Jahrzehnte hinweg genügen - und soll nicht einfach nur Funktionen bergen. Es hat auch eine Bedeutung in Bezug auf die kulturelle Erziehung und Bildung. Räume prägen uns. Und ich denke, das ist dem Projekt von BMS gut gelungen.

Heute platzt die Kanti Wohlten bereits wieder aus allen Nähten. Was würdest Du erneuern?

Ich kenne den aktuellen Bau zu wenig gut, denn offen gestanden habe ich ihn nach der Fertigstellung nie besichtigt, kenne ihn also nur aus den Wettbewerbsplänen. Die Pavillons jedenfalls würde ich nach wie vor nicht antasten! Heute aber aus anderen Gründen: aus denkmalpflegerischen... (lacht).

Sondern?

Am ehesten würde ich wohl im Bereich des Sporttraktes eingreifen. Ich erinnere mich, wie unser Zeichenlehrer uns vor dessen immense Betonfassade führte. «Jetzt luegid Si mol die Flächli aa! Die Farbe! Das Gäl, das Blau, das Orange!» Und wir standen verständnislos vor dieser riesigen, grauen Betonfläche. Rückblickend hatte er wahrscheinlich sogar Recht, denn tatsächlich kann Beton in vielen Nuancen schimmern. Für mich selbst habe ich aus dieser Szene aber gelernt: Ich will meine Studierenden selber entdecken lassen, möchte in ihnen die Lust am eigenen Hinschauen wecken. In der Architektur geht es um Wahrnehmung. Diese muss geschärft und ausgebildet werden. Unser Beruf ist die Erzeugung von Wirkung. Und Wirkung kann nur erzeugen, wer gelernt hat, wie sie entsteht. Hat man dies verstanden, geht es nicht darum zu kopieren, sondern neu zu interpretieren. Das ist Architektur.

Zum Abschluss bitte noch eine kleine Anekdote aus Deiner Kantizeit.

Es gäbe viele...! Unvergessen bleibt der Tag, an dem Fred Wasser mit verklärtem Blick zur Schule kam, sich auf das Lehrerpult setzte und sagte: «Heute kann ich nicht unterrichten.» In dieser Nacht war sein erstes Kind zur Welt gekommen. Er war vollkommen überwältigt. «Jetzt ist alles anders», sagte er und berichtete unserer Mädchenklasse mit gläsernem Blick vom überwältigenden Erlebnis, Vater zu werden.

